Staatsdruckereien-Druck

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **31 (1905)**

Heft 42

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-439753

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom politischen Farbenspiel und unpolitischen Regenbogen.

Es heißt allezeit im Leben: man müsse Farbe bekennen; aber in der Regel hatte es der stets teuer zu bezahlen, der sich an das Sprüchlein gehalten hat. Die Staaten selber tun es am allerwenigsten; sie versichern einander der ewigen Freundschaft und sind am perfidesten, wenn sie am schönsten lügen. — Nicht vergebens haben die Fürsten einen ganzen Massenverlag von Uniformen, ziehen bald einen gelben Dragoner, bald einen blauen Grenadier, bald einen roten, bald einen schwarzen Husaren an, bayrisch, preußisch, englisch, portugiesisch — nur in der nackten Hottentottenuniform ist noch keiner aufgetreten, wiewohl jeder ein afrikanischer Landesvater sein will. Der deutsche Kaiser, als Mann des Friedens, hat aber für die Offiziersmäntel eine blaßviolettgraurötliche Farbe erfunden, die sich sehr malerisch ausnimmt, auch soll sie sehr subtil sein und dürfte nach einem großen Feldzuge ganz anders aussehen, als nach einer Sonntagvormittag-Wachtparade. Ueber den strategischen Wert der roten und blauen Husaren mit ihrer knapp anliegenden Heldenhüftenhülle muß man die Ladenmädchen in den Berliner Konditoreien fragen, die mehr von der höhern Kriegskunst verstehen, als wir mit unsern abgedroschenen Landwehrideen.

Wenn Einer die Gelbsucht kriegt vor Aerger, so hat er Farbe bekannt, und wenn einer kreidebleich wird vor Seekrankheit, so ist es ihm auch nicht mehr um's Lügen. — In Rußland, wo das Farbebekennen sowieso mit „Sibirien" bestraft wird, haut man die Leute so lange mit der Knute, bis es ihnen schwarz wird vor den Augen und braun und blau wo sie gestempelt wurden.

Auch geographische Farbenlügen gibt es; Grün- oder Grönland ist weiß, Graubünden aber und der Weißenstein schön grün, dagegen ist die schöne blaue Donau vom Sonntag Morgen bis am Samstag Abend und von Schwabenulm bis ins schwarze Meer, welches blau ist, aufrichtig — lehmgelb.

Unter gelb und schwarz verstand man früher Oesterreich, wobei man sich leicht vorstellen kann, daß nicht die lustigen Wiener und die braven Tyroler, sondern die unlustigen und unbraven Jesuiten und Metternichbrüder unter Schwarz zu verstehen sind. Jetzt ist Oesterreich ziemlich in den Hintergrund getreten, außer wenn sie im Reichstag einander Tintenfässer an den Kopf schmeißen.

Unter der schwarzen und gelben Gefahr versteht man dermalen die Neger und Mongolen, vor denen London, Berlin und Petersburg zittern und sogar der treue Knecht Fridolin in Brüssel, sofern ihm seine Tänzerin Zeit läßt dazu! So kommt es halt, wenn man die Wacht am Rhein zu hinterst in Kamerun singt und noch dazu den letzen Kapellmeister auswählt und wenn man die notwendig gewordene moskowitische Staatsrevision in der Mandschurei und unter den Scheinmersern des Stillen Meeres besorgen will, statt daheim vor den Augen des Volkes. Soviel ist gewiß, daß nach marinen Gesetzen die gelbe Flagge bezeichnen will: Pest an Bord!

Die berühmte Stadt Basel hat drei Frömmigkeitsperioden, die aber manchmal durch gottlose Unfrömmigkeit und unfromme Gottlosigkeit unterbrochen wurden. Einst in der römisch-katholischen Periode, die den guten Leuten hie und da einen Fluch eintrug, nahmen sich die Basler recht zusammen und wurden wieder recht römisch-fromm, so daß ihnen (klingende Münze war auch im Spiel) das Recht eingeräumt wurde, den schwarzen Baslerstab goldgelb zu färben. Halleluja! Später kamen sie wieder zu sich und haben in der zweiten Frömmigkeitsperiode, der protestantischen, den schwarzen Stab wieder in Gnaden angenommen. Wie es in der dritten, der israelitischen Periode, aussehen wird, ist noch ungewiß.

Clair obscur oder Grau in grau, wie es in der Kunstsprache heißt, wäre eigentlich die richtige Bezeichnung für das politische Farbenspiel, wo jeder sich bemüht, noch grauer als der andere zu sein und doch keiner Esel heißen will. — Da muß man sich halt die gute alte Zeit loben vor dem terreur rouge und dem noch ärgern terreur blanche, wo uns ein kanariengelber Postillon die Fahrt durchs Leben blies und ein dunkelblauer Nachtwächter die Stunden der Ruhe wehmütig-frohmütig vortutete. — Der Regenbogen mit den sieben reinen Farben aber ist so überirdisch, daß sie nicht einmal im Züricher Landesmuseum ein Gütterlein davon haben.

Belehrungsbeglückte Zuhörer!

Es tönt heute antimilitarisch! Diejenigen Leute, die den undankbaren Beruf sich auf den Rücken binden, Soldaten zu drillen, dürften sich eigentlich den schönen Namen Drillinge heilegen, und wirklich haben sie eine dreifache Aufgabe zu erfüllen den wißbegierigen Rekruten gegenüber. Erstens sollen die Siegersetzlinge lernen, wie man schrittlich und schnell läuft; zweitens wie man im Arrest still und vergnügt sitzt, und drittens wie ein erschossener Soldat anständig auf dem Felde liegt. — Namentlich des letzten Punktes wegen, der eine ziemlich heikle Aufgabe stellt, sträuben sich lebenslustige Jünglinge, mitzumachen und werden „Anti". — Ein solcher Antist denkt folgerichtig: Im Vaterland sterben ist nicht leicht zu umgehen, aber für das Vaterland sterben ist ganz unerfreulich, umständlich und geschieht niemals ohne Kostenfolgen. Der „Anti" hat einiges für sich und anderes gegen sich. Diese Für und Gegen Ihnen zu erläutern, fühle ich mich entflammt und spreche wie folgt.

Erstens „Für". Wenn keine Soldaten da sind, hat der Pöbel keinen Gegner, um sich zu empören, hat keine Gelegenheit und Veranlassung zum Barikadenbau und Bombenwurf, und alles geht, links und rechts, friedlich seiner Wege. Wenn die Schweiz keine Soldaten hat, kann uns ja niemand den Krieg erklären; wir können und werden nicht mitmachen — und der Kriegserklärling wird sich überrascht in die Seele hinein schämen. Er kann den Frieden nicht brechen, weil nichts da ist zum Brechen und keine feindlichen Uniformen zu finden sind. Ist kein Militär da, können hiezu nötige Arrestlokale für übrige Spitzbuben benützt werden usw.

Zweitens „Dagegen". Ich möchte fragen: Was ist die Welt ohne Oberst und Major und namentlich ohne „Leutnant"? Unter diesen Umständen würde sich ganz sicher das schönere Geschlecht selber bewaffnen und wir hättens mit furchtbaren Kriegsleuten zu tun, — ihre Zungennadelgewehre sind ja bekannt und ihre Treffsicherheit unübertrefflich. Schließlich würden sich bei Militärabschaffung die Bürger dennoch heimlich bewaffnen, wo dann Richter und Advokaten verhungern müßten, weil überall kurzer Prozeß gemacht würde usw. — Werte Zuhörer! wir bleiben neutral, suchen Mittelwege und wünschen uns gegenseitig guten Abend usw.

Splitter.

Die „antimilitaristische Propaganda" ist die Faust auf das Auge der Friedensbewegung.

Staatsdruckereien-Druck.

Trifft es endlich wirklich ein, daß der Staat will Drucker sein?
Ja der Staat will selber drucken; and're Drucker haben Mucken.
Der Privat ja nie versteht, daß die Arbeit leichter geht,
Wenn er mit den Druckerwaffen selten etwas hat zu schaffen.
Wenn er wenig Batzen zählt wird der Rechner nicht gequält,
Und dann ist bei Steuerqualen immer weniger zu zahlen,
Und dann hungert mit Verstand der Privat für's Vaterland.
Tönt es nicht viel schöner „staatlich!" als so würdelos „privatlich"?!

Herren Pfarrer haben auch in Bern
Die verwünschte Wegwahl gar nicht gern,
Wollen unzufried'ne Rotten
Gleich den Lehrern boykotten.
Solches macht mir aber bänger,
Lehrer hält man etwa länger;
Und es könnte sich ergeben,
Und man könnte dann erleben,
Daß ein Lehrer wieder fester bleibt,
Wenn die Wahl den Pfarrer weiter treibt.

Schweizerische Spinnradgeschenke.

Ich armes, altes Spinnrad stand verlassen in der Rumpelkammer;
Nun schickt man uns ins Burenland und endet unsern Langweiljammer.
Die Buren nämlich sind so klug und wollen künftig fleißig spinnen;
Die Britten haben's auf dem Zug und sind gewungen, nachzusinnen.
Sie fragen sich: „Was wird wohl jetzt zum Schaden Englands ausgesponnen?
„Wird unf're Majestät verletzt, wer Teufel bringt es an die Sonnen?"
„Das Rad erzählt und stupft und mahnt, kann spuhlen wie die Katzen,
„Und wie der Unterdrückte tut, von Recht und Freiheit schwatzen."
Die Britten werden, denk ich wohl, das Spinnrad kaufen oder mieten,
Und überhaupt den Spinngrampol den Buren streng verbieten.

Das dümmste Pech.

Franz Josef hat in ziemlicher Selbsterkenntnis von sich gesagt: „Ich bin ein Pechvogel!"

Wenn er aber gegen seine Natur der Sache radikaler auf den Grund gegangen wäre — daß Pfaffen die Ursache seines Peches waren — hätte er in ganzer Selbsterkenntnis müssen hinzusetzen: „— und sogar ein Schwarzpech-Vogel". . . .